

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 21

Artikel: Rede zu Ehren der Schweizer im Auslande

Autor: Schenk, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671715>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ich brauche aber nur eine," sagte Keller leise.

Dann legte er seinen Groschen hin.

„Viell Falschgeld ist im Umlauf eben," meinte die Bäckersfrau, „wollen sehen, ob der Groschen echt ist." Damit warf sie das Geldstück auf die Marmorplatte am Ladentisch, und es gab keinen sehr schönen Klang.

„Der Groschen ist falsch!" sagte die Frau.

Keller hatte dem Spiel zugesehen, als wenn es da um seinen Kopf ginge. Und hing denn auch nicht sein Leben davon ab, ob der Groschen echt oder falsch war? Da sah die Bäckersfrau die erschrockenen Augen des Fremden, Mitleid erwachte in ihr, und sie sagte, indes etwas Mütterliches in ihre Stimme kam: „Haben Sie denn keinen anderen?"

Keller schüttelte den Kopf.

„Dann nehmen Sie die Semmel nur so mit, und morgen holen Sie sich ein paar neue, und wenn Sie wollen, können Sie auch eine Tasse

Kaffee haben, und einen Teller Suppe am Mittag auch. Hab' einen Sohn draußen in der Fremde, dem kann auch einmal das Geld ausgehen, und dann wird sich auch ein gutes Herz finden, das ihn nicht hungern lässt..."

Keller sah die Frau an, als wäre ihm in diesem Augenblick ein Engel erschienen...

Er hat die Sache nicht vergessen.

Als er Staatschreiber zu Zürich geworden war und ein berühmter Dichter dazu, da bekam die Bäckersfrau zu Berlin eines Tages ein diktates Buch, betitelt „Der grüne Heinrich“, und dort, wo der Graf davon spricht, man müsse dann nach streben, Geld zu haben, nur dann brauche man nicht daran zu denken und sei wirklich frei, — an der Stelle des Buches, wo dies zu lesen steht, lag als Buchzeichen ein Brief Gottfried Kellers, in dem er der Frau schilderte, welche Bedeutung es damals für ihn hatte, inmitten der Großstadt eine gute, mütterliche Seele zu finden...

H. G.

Rede zu Ehren der Schweizer im Auslande.

Von Karl Schenk, Bundesrat.

An diesem festlichen Abend*, wo die Erlebnisse der letzten Monate ernst und heiter an unsfern Seelen vorüberziehen und wir scheidend noch vor diesem und jenem stille stehen, möchte ich Sie auf Augenblicke vor einem Bilde festhalten, welches unstreitig zu dem Schönsten gehört, was die verflossenen Tage uns gebracht haben.

Der Schweizer in der Fremde — ihrer und ihrer rühmlichen Treue gegen das Vaterland möchte ich gedenken mit wenigen Worten.

Die Schweiz hat der Söhne viele zerstreut in allen Ländern: Jünglinge, den Künsten und Wissenschaften obliegend, andere, allseitige Kenntnisse und vollkommenen Betrieb ihres Gewerbes suchend, andere, auf fernen Handelsstationen sich in des Großhandels Geheimnisse einweihend und Gebräuche und Bedürfnisse fremder Völker beobachtend, andere, in freiem Wanderleben die Welt und ihr Treiben sich ansehend, Männer im Waffendienst, Männer des kleinen Marktes, Männer des Großhandels, Männer in der Werkstatt und Männer an der Spitze festgewurzelter, mächtiger Geschäfte, Männer, teilweise schon seit vielen Jahren von der Heimat fern und auf fremdem Boden angesiedelt. Aber wenn auch zerstreut

durch alle Weltteile und alle Länder, geht doch verbindend ein unterirdisch mächtiges Tau zu jeder Stätte, wo Schweizer wohnen, ein Tau, das nicht reift, selbst wenn es sich bis China und Japan strecken müßte. Wenn auch noch so verschieden in ihrem Tun und Treiben und ihrer Stellung und Lage draußen in der Welt, so tönen doch ihre Herzen wunderbar gleich, sobald eine Saite — das Gefühl für die Heimat — bei ihnen angeschlagen wird. Wenn auch mitten unter dem Glanze königlicher und kaiserlicher Adler — das einfache weiße Kreuz im roten Felde ist und bleibt ihnen doch auf das Herz gebrannt, und sie können es nicht unterlassen, es zu grüßen und ihm zuzujauchzen, wo und wann es sich zeigt.

Es ist eine wunderbare Sache um das Schweizerland und seine Söhne, um die Alpenmutter und ihre Kinder. Sie werden von dieser Mutter straff erzogen; sie bettet uns gar nicht weich; sie umgibt uns nicht sonderlich mit Schutzmitteln; sie hört gar nicht auf jedes Klagen; sie ebnet nicht selbst die Wege; sie hat keine Gängelbänder für uns, keine Dekorationen und keine Pensionen; sie steuert uns nicht aus und schickt uns keine Wechsel und Flotten nach — und doch ist diese Mutter den Kindern so lieb, und doch hangen alle an ihr, und doch zittert allen das Herz bei ihrem

* Im Februar 1857, bei einem Festmahl nach Beendigung der Händel mit Preußen bezüglich Neuenburgs.

Namen, und doch bangen alle, selbst die entferntesten Kinder, wenn der Mutter Gefahr droht. Es ist die Freiheit, in der sie uns erzieht; es ist die Achtung, welche sie jedem Kinde zollt; es ist die Gerechtigkeit, mit welcher sie alle umgibt; es ist die Menschlichkeit, mit welcher sie ihr Regiment übt; es ist ihr freundlicher Blick, mit welchem sie am Morgen von ihren Gletschern herab lächelt, mit welchem sie von errötenden Hirnen am Abend von uns Abschied nimmt; es ist ihre traute Stimme im Lawinendonner und im Jodeln der Hirten, im Plätschern der blauen Bäche und im wilden Rauschen der grünen Gewässer — es ist ihre Schönheit und ihre Würde; es ist die Brüderlichkeit, welche sie in der Familie aufrecht erhält; es ist die Freiheit, in der die hehre Alpenmutter uns nährt und erzieht, was uns an sie kettet, wo wir auch sein und weilen mögen.

Die letzten Tage haben uns selbst und der Welt diese Liebe des Schweizers zu seiner Heimat neuerdings bewiesen. Kaum war über die Länder die Kunde ausgegangen: Das Schweizerland ist bedroht! kaum hatte die Mutter ihr Banner entfaltet, als sofort ihre Kinder allerorts sich kündeten und die Mutter tief bewegt bei ihrem Namen riefen. Von der Newa Strand, vom Ufer der Themse, vom Golfe von Neapel, aus der großen Kaiserstadt, aus den Ebenen Italiens, von der neuen Welt herüber, von allen, allen Seiten kamen die Schweizer, schrieben die Schweizer, schickten die Schweizer Hilfe. Ihre Herzen brannten; sie verfolgten gespannt und erregt jeden Schritt ihres Vaterlandes; sie griffen hastig nach den Blättern, die ihnen Kunde brachten von dem, was in ihrer Heimat geschah. Und manchem greisen Schweizer draußen, wenn er las von dem

plötzlichen Schweigen alles Haders, von dem plötzlichen Aufliegen der Kassen der Reichen, von der Freudigkeit, mit welcher die Brüder zu Hause zu den Waffen eilten, von der entschiedenen Haltung des Volkes, den Schweizer Namen und die Schweizer Ehre zu wahren und sollte es kosten, was es wolle — hob sich zitternd seine Brust, und eine heiße Träne rollte ihm über die Wangen, und sein Herz seufzte unwillkürlich: „O mein Vaterland, mein Heimatland!“ Und dem Sohne, der auf fremder Erde geboren, der verwundert den Vater um den Grund seiner Tränen fragte, nahm er die Hand, sah ihm bewegt ins Auge und sagte ihm: „Ach, du weißt noch nicht, was unsere Heimat ist; du hast das Land und sein treues Volk noch nie gesehen; aber ich werde dich hinführen; du mußt es kennen lernen, mußt es selber schauen, das Land, das Volk, das liebe Schweizerland!“

Ja, das Schweizerland ist seinen Kindern lieb, und sie sind ihm treu, seine Kinder, auch fern in allen Ländern; rühmlich ist diese Treue von den Schweizern in der Fremde besiegelt worden. Sie haben viel getan, und doch war alles, was von ihnen geschehen ist, nur ein Anfang gegenüber dem, was von ihnen geschehen wäre, wenn die Gefahr gewachsen, wenn der Kampf entbrannt, wenn es dazu gekommen wäre, mit Leib und Leben für die Heimat einstehen zu müssen. „Rufe uns, Vaterland, wenn es sich wirklich im Ernst um deine Sicherheit, um deine Freiheit handelt! Wir werden nicht zögern, heimzureisen.“ So schrieben die Schweizer von Konstantinopel her, so von Neapel her; so dachten und fühlten sie noch an vielen Orten, die Schweizer. Ehre ihnen für ihre Treue, und ein schallend Hoch den Schweizern in der Fremde!

„Es war einmal . . .“

Kein Märchen.

In Luzern, in der Nähe unseres am Bach gelegenen, mit Gärzen überwachsenen Häuschen, befand sich ein aus dem Mittelalter stammendes Nonnenkloster, deren Insassinnen nach ihrem Eintritt nie mehr einen Schritt in die Welt hinaus taten, sondern solange darinnen verweilten, bis sie neben ihre vorangegangenen Schwestern im Kirchenchor hingebettet wurden. Trotzdem ich damals erst etwa 7 bis 8 Jahre alt war, erinnere ich mich noch gut an die Sonnenbergbäuerin, die uns ihr Leid klagte, weil „s Sunneberger Anni“, ihre prächtige frohgemute Toch-

ter, wegen einer unglücklichen Liebe als Nonne ins Kloster eintrat.

Das Kloster, die vielen Gebäulichkeiten, all die großen Blumen- und Gemüsegärten samt Wiesen und Obstbäumen waren von einer hohen, mit Ziegeln abgedeckten Mauer umgeben. Ganz selten war es einem vergönnt, einen Blick in die geheimnisvolle Welt hineinzutun, nämlich dann, wenn der Klosterbauer, dem all das viele Land in und ums Kloster herum zur Bewirtschaftung verpachtet war, mit seinem Gras- oder Heuwagen durch das für einen Moment geöffnete Portal in